Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft
Band: - (1910)
Heft: 3-4

Artikel: Was Kriege kosten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-801695

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

von 160,000 Mann[1]) auskommen könnte. Jedenfalls wird ja die Schweiz nicht in Krieg verwickelt, es sei denn, dass sie mit einem Nachbarstaate in Konflikt gerate, oder wenn sie zwei miteinander streitenden Nachbarstaaten gegenüber ihre Neutralität zu verteidigen hätte. Im einen wie im andern Falle kommen der Zwei- und Dreibund in Frage, so dass der grösste Teil unserer vier Landesgrenzen stark zu besetzen wäre. Die Schweiz ist zudem ein Industriestaat, welcher auf die Einfuhr von Lebensmitteln und Rohmaterialien angewiesen ist. Die Ausfuhr ihrer Arbeitsprodukte ist als ihre Existenzfrage zu betrachten. Die Aufbietung von 160,000 Mann hätte zur Folge, dass zahlreiche Geschäfte geschlossen und Hunderttausenden von Familien die Möglichkeit genommen würde, ihr Brot zu verdienen. Das rapide Steigen der Lebensmittelpreise würde die öffentliche Sicherheit derart gefährden, dass zum Schutze des Lebens und des Eigentums mindestens noch einmal 160,000 Mann aufgeboten werden müssten. In einem bisher nicht gekannten Masse werden Produktion und Verkehr lahm liegen; somit ist es auch selbstverständlich, dass die Steuern nicht mehr so prompt eingehen wie in Friedenszeiten, und das trifft in derjenigen Zeit ein, wo der Staat mehr denn je auf die prompte Einzahlung derselben angewiesen ist. Es bleibt also kein anderes Mittel übrig als das der Anleihe. Tatsächlich wäre es aber leichter, Geld nach einer Niederlage zu erhalten als am Vorabend des sichersten Sieges. Die Hoffnung des Herrn Direktor Frei, dass ein Feldzug, den die Schweiz um ihre Unabhängigkeit führt, in 50 Tagen entschieden sein dürfte, oder dass sie sich an einen Verbündeten anlehnen könnte, kann ich leider nicht teilen. Zu Napoleons Zeiten wäre dies um Geld und gute Worte noch möglich gewesen, dass solches unter den heutigen Verhältnissen nicht mehr angeht, hat uns der österreichisch-serbische und der türkisch-griechische Konflikt zur Genüge bewiesen. Das Wort „Krieg" bedeutet heute für die Existenz der europäischen Staaten soviel als das Todesurteil ihrer Kultur. Ich erachte es als meine Pflicht, solch irreführende Hoffnungen zu berichtigen und bei Diskussionen über die Wehrfähigkeit eines Staates mit den nackten Tatsachen zu rechnen. Bei einem Kriegsausbruche wird es der bitteren Enttäuschungen immer noch genug geben, falsche Vorspiegelungen aber werden eine Erbitterung erzeugen, deren Folgen sich besser verschweigen als beschreiben lassen. Sagen wir den Völkern die nackte Wahrheit, indem wir ihnen die Folgen des Krieges vor Augen führen und weisen wir hin auf die Möglichkeit der friedlichen Verständigung zwischen den Staaten auf der Grundlage des Rechts, dann haben wir unsere Pflicht gegenüber unsern Mitmenschen erfüllt und dem Vaterlande bessere Dienste erwiesen als mit blindem Troste. *K. Rüd.*

[1]) Die Gesamtstärke der schweizerischen Armee beträgt zirka 500,000 Mann, davon fallen etwa die Hälfte auf Auszug und Landwehr, die andere Hälfte auf den Landsturm.

Herr Oberst i. G. Egli sagt in einem jüngst gehaltenen Vortrage: „Es ist höchst wichtig, dass der Bundesrat bei drohender Gefahr nicht zaudert, sondern sofort die vollständige Mobilmachung aller Truppen beschliesst". *(Die Red.)*

—o—

Was Kriege kosten.

Wie zu allen Zeiten, so gilt noch heute der bekannte Ausspruch des alten Kriegshelden Montecuccoli, der von 1631—1675, zuletzt als österreichischer Feldherr, von einem Feldzug zum andern zog und zahllose Schlachten mitmachte. Der älteste Krieg, von dem wir wissen, wieviel er kostete, war der von Friedrich dem Grossen geführte siebenjährige Krieg, der Preussen allein nach unserem Gelde 2800 Millionen Mark kostete. Bei der Durchschnittsstärke des preussischen Heeres von 130,000 Mann kam jeder Mann pro Tag auf etwa 3 Mark zu stehen. Von den napoleonischen Kriegen sind uns keine Zahlenangaben erhalten; doch können wir aus Analogie mit andern Kriegen schliessen, dass die Kosten derselben für Frankreich allein viele Milliarden Franken betrugen. Erst wieder von den modernen grossen Kriegen sind uns genauere Zahlen bekannt. So kostete der deutsch-französische Krieg von 1870/71 die Deutschen 1750 Millionen und die Franzosen 1529 Millionen Mark, zu welchen für letztere noch die 5000 Millionen Mark Kriegsentschädigung kamen. Und wie viele Milliarden von privatem Besitz sind nicht dabei in Frankreich allein zugrunde gegangen!

---

schien mir eine wilde Phantasie, ein wüstes Traumbild der tollgewordenen Erde. Die heissdurchglühte Luft vibrierte, und lautlos, als ob sie eben in Fluss kommen sollten, vibrierten auch die Felsen; und die Züge der Mannschaften, die Geschütze und Pferde weit hinten an der Wegbiegung schienen wie von der Erde losgelöst und zitterten wie Gallerte — als wären es nicht lebende Wesen, die da marschierten, sondern ein Heer von fleischlosen Schatten. Bis ins Innerste des Körpers, in die Knochen, ins Hirn drang die heisse, dörrende Glut und erzeugte das Gefühl, als wackle da oben zwischen den Schultern nicht der Kopf hin und her, sondern eine seltsam fremde, schaurige, äusserlich aufgestülpte Kugel....

Und da — da erinnerte ich mich plötzlich meines trauten Heims: ich sehe einen Winkel des Zimmers, und ein Stück der blauen Tapete, und die unbenutzte, staubige Wasserkaraffe auf meinem kleinen Tische, von dessen drei Beinen das eine kürzer ist als die beiden andern und durch ein zusammengefaltetes Stück Papier gestützt wird. Und im anstossenden Zimmer — so, dass ich sie nicht sehen kann — sitzt meine Frau mit meinem kleinen Sohne. Wäre ich imstande gewesen, zu schreien, ich hätte laut aufgeschrien vor Ueberraschung: so ungewohnt war mir dieses einfache, friedliche Bild, dieses Stück blaue Tapete samt der unbenutzten, staubigen Karaffe.

Ich weiss, dass ich stehen blieb und die Arme ausstreckte — aber da erhielt ich von hinten einen Stoss und lief rasch weiter, hastig durch die Menge drängend, als ob ich es sehr, sehr eilig hätte. Eine ganze Zeitlang lief ich dahin zwischen den schweigsamen Menschenreihen, vorüber an den vom Sonnenbrand geröteten Nacken, an den aufgeprotzten, glühend heissen Geschützen, die ich unbewusst streifte — als plötzlich der Gedanke, was ich denn eigentlich treibe, wohin ich so eilig laufe, mich abermals Halt machen liess. Nun schlug ich mich seitwärts, gelangte auf eine freie Stelle, kroch durch eine Schlucht und setzte mich auf einen Felsblock, tief aufatmend, als ob dieser heisse, rauhe Block das Ziel all meiner Wünsche wäre. Und da kam mir jene furchtbare Tatsache zum erstenmal klar zum Bewusstsein: ich sah mit aller Deutlichkeit, dass alle diese Menschen, die da schweigend in der Sonnenglut vorwärts hasteten und, von Hitze und Erschöpfung übermannt, jäh zusammenbrachen — dass sie Wahnsinnige waren. Sie wissen nicht, wohin sie gehen, sie wissen nicht, warum diese Sonne da auf sie niederbrennt, sie wissen nichts, rein nichts. Sie tragen keinen Kopf auf den Schul-

Der südafrikanische Burenkrieg kostete die Engländer 4307 Millionen Mark. Die Kosten dieses Feldzuges waren deshalb so ungeheuer, weil die gesamte Kriegsmacht mit all ihrem Nachschub an Kriegsmaterial und Verpflegung durch Schiffe nach Südafrika gebracht werden mussten. Der russisch-japanische Krieg dagegen erforderte an reinen Kriegskosten von den Russen 2873 Millionen, von den Japanern 2424 Millionen Mark. Genaue Berechnungen, die der deutsche Oberstlieutenant W. von Bremen ausgeführt hat, ergeben, dass im deutsch-französischen Kriege der Mann auf deutscher Seite etwa auf 6 Mark, im Burenkrieg der Soldat England etwa 25 Mark und im russisch-japanischen Kriege für Russen und Japaner etwa auf 8 Mark im Tage zu stehen kam. Da nun auch bei letzterem Kriege die Transportspesen ziemlich hohe waren, so würde in einem kommenden Kriege in Europa die Verpflegung auch unter den sparsamsten Bedingungen wenigstens 6 Mark im Tage pro Mann betragen. Damit würde für Deutschland, das an Feld-, Festungs- und Besatzungstruppen rund drei Millionen Mann aufstellen würde, an reinen Kriegskosten rund 6,5 Milliarden Mark für das Jahr der Kriegsführung kommen, ganz abgesehen von den Kosten für Unterstützung der Familien, für Invaliden-, Witwenpensionen usw. Die im Juliusturm in Spandau als Kriegsschatz lagernden 120 Millionen Mark dürften notdürftig für die erste Woche der Kriegsführung reichen. Was will diese geringfügige Summe besagen gegen die monatlich erforderlichen 540 Millionen Mark? Nun müsste die Reichsbank, die über einen Goldbestand von 1300 Millionen Mark verfügt, eintreten und die laufenden Ausgaben zunächst decken. Aber auch dann, wenn sie dreimal so viel als sie Gold besitzt, an Papiergeld ausgeben würde, wären ihre Geldquellen nicht unbeschränkte und würden die Staatsleitung zwingen, sich zur Stellung von Kriegsmaterial an Private zu wenden, die für ihre Leistungen mit Schuldverschreibungen bezahlt würden, die nach dem Kriege eingelöst würden. Erst dann würden die Behörden zu Staatsanleihen und Steuererhöhungen schreiten, um die laufenden Kosten zu decken.

Gegenüber diesen Summen ist zu bedenken, dass die Einnahmen des Reichs über die Staatsschulden hinaus, die zu ihrer Verzinsung etwas mehr als 600 Millionen Mark erfordern, rund eine Milliarde Mark betragen. Nun würde ein Krieg mit seinen direkten und indirekten Ausgaben gewaltige Verheerungen in das auf etwa 230 Milliarden Mark geschätzte Nationalvermögen Deutschlands bewirken, ganz abgesehen vom unermesslichen Verluste, den die Nation durch die Einbusse an wertvollen Menschenleben erleiden würde. Muss doch jeder Soldat wenigstens auf 16,000 Mark Kosten zu seiner Erziehung und Fütterung bis er überhaupt das dienstfähige Alter erreicht hatte, geschätzt werden. Und da beim Kriegführen nicht nur eine Partei, sondern beide gleicherweise unter den Verlusten an Gut und Blut zu rechnen haben, so kann man einigermassen ermessen, welche Schädigungen auch der glücklich geführte Krieg dem Sieger, noch mehr aber dem Besiegten auferlegt!

Dr. L. Reinhardt.

——o——

Ein Besuch auf Skibo-Castle

von *Bertha von Suttner.*

In einer der letzten Nummern der illustrierten Zeitschrift „Ueber Land und Meer" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) findet sich ein sehr interessanter Artikel von Bertha von Suttner, in dem sie einen bei Carnegie in seinem schottischen Schlosse Skibo-Castle abgestatteten Besuch anmutig wie folgt schildert: Ich befrug Carnegie um seine Erlebnisse in Kiel, wo er, wie ich wusste, im verflossenen Sommer mit Kaiser Wilhelm II. zusammengetroffen. Er erzählte, dass der Verkehr mit dem Monarchen ein ausserordentlich ungezwungener sei, dass der Kaiser selbst voll guter Laune und Witz sei und bei andern gern Spass verstehe. „Sie, als amerikanischer Demokrat," hätte er bemerkt, „müssen eigentlich auf Kaiser und Könige nicht gut zu sprechen sein?" „Das hängt ganz von dem persönlichen Wesen der betreffenden Funktionäre ab, Majestät," antwortete Carnegie. „Uebrigens," fügte er hinzu, „Majestät sollten einmal nach Amerika hinüberkommen, der Empfang wäre sicherlich ein jubelnder." Der Kaiser erwiderte, dass ihn eine solche Reise sehr interessieren würde, aber er könne nicht so weit und so lang sich entfernen — man brauche ihn. Darauf bat Carnegie um die Erlaubnis, eine Anekdote erzählen zu dürfen, seine Majestät dürfe aber

---

tern, sondern Kugeln — seltsame, schaurige Kugeln. Dort drängt sich einer, gleich mir, hastig durch die Reihen und stürzt nieder; ihm folgt noch ein zweiter, ein dritter. Da bäumt sich über der Menge der Kopf eines Pferdes empor, mit starren, blutunterlaufenen Augen und breit gefletschtem Maule, aus dem jäh ein entsetzlicher, halb erstickter Schrei dringt — es bäumt sich empor, stürzt zu Boden und bildet im nächsten Moment den Mittelpunkt eines Auflaufs — — bis nach einem kurzen, dumpfen Wechsel von Worten ein jäher Schuss ertönt und dann von neuem diese endlose, schweigsame Bewegung einsetzt. Bereits seit einer Stunde sitze ich auf dem Felsblock, und an mir vorüber marschieren, marschieren sie nur immer, und die Erde, die Luft, die gespenstischen Menschenreihen dort hinten vibrieren in einem fort. Wiederum spüre ich diese ins Innerste dringende, ausdörrende Hitze; vergessen ist, was für einen Augenblick mich so lebhaft beschäftigte, und an mir vorüber sehe ich sie nur immer gehen und gehen, und ich weiss nicht, wer sie sind. Die einen tragen Gewehre und sehen wie Soldaten aus; andere sind halb nackt, und ihre Haut ist ganz purpurrot und entsetzlich anzuschauen. Nicht weit von mir liegt einer lang ausgestreckt, mit dem nackten Rücken nach oben; nach der Art, wie er gleichgültig sein Gesicht auf das spitze, heisse Felsgestein stützt, nach der blutlosen Weisse der seitwärts gedrehten Handfläche kann man darauf schliessen, dass er tot ist; aber sein Rücken ist rot wie bei einem Lebenden, und nur ein leichter gelber Anflug, gleich dem von geräuchertem Fleische, verkündet den Tod. Ich will von ihm fortrücken, doch ich habe nicht die Kraft dazu, und so starre ich über ihn hinweg, immer wieder auf diese endlos daherschreitenden, gespenstisch schwankenden Reihen. Ich spüre es wohl, dass auch mich im nächsten Augenblick der Hitzschlag treffen wird, aber ich erwarte ihn ruhig wie in einem Traume, der den Tod nur als Etappe auf einem Wege voll wunderbarer, wirrer Visionen erscheinen lässt.

Und ich sehe, wie ein Soldat sich von der Truppe löst und seinen Schritt auf uns zulenkt. Einen Augenblick verschwindet er in einem Graben, und wie er dann herauskriecht und weitergeht, werden seine Schritte unsicher, und über seinem verzweifelten Versuche, die versagenden Glieder zusammenzuraffen und vom Fleck zu bringen, liegt's wie ein Abglanz des Endes. Er kommt so jäh auf mich zu, dass ich aus dem dumpfen Halbschlummer auffahre, der mein Hirn umfängt, und erschrocken frage: „Was willst du?"